

MO

»Ich bleib hier stehen.«

Mo forderte mich mit seinem Grinsen heraus. Aber ich hatte keine Lust auf ein Spielchen. Das Einkaufen war anstrengend genug gewesen und die Einkaufstasche schnürte mir das Handgelenk ein.

»Meinetwegen. Dann geh ich vor und trink die Cola ganz alleine aus«, rief ich und lief weiter.

Der nächste Zug kam erst in fünfzehn Minuten. So lang würde Mo da schon nicht stehen bleiben. Mitten auf dem Bahnübergang. In fünfzehn Minuten säßen wir längst zu Hause und würden Eiswürfel in unsere Cola fallen lassen.

Ich drehte mich im Laufen um. Mo hatte die Arme von sich gestreckt, sah aus wie eine Vogelscheuche in seinem flattrigen Trainingsanzug, den er fast jeden Tag trug. Auch jetzt, im Hochsommer.

Noch immer grinste er frech. Er wusste genau, dass er da nicht stehen durfte. Das wusste er. Das war sein Spielchen. Ich sollte ihn holen wie einen sturen Esel.

»Komm endlich!«

Keine Reaktion.

Ich ging schneller. Dabei war mir eigentlich schon klar, dass ich wahrscheinlich wieder umkehren musste, weil man gegen Mos Willen einfach nicht ankam. Aber ich wollte es wenigstens versuchen: Ihm einmal nicht nachgeben wie sonst.

Gereizt lief ich den sandigen Weg entlang und nahm mir fest vor, nicht mehr zurückzuschauen. Die Sonne brannte mir auf den Kopf und die Schweiß-tropfen kitzelten meine Arme runter.

Auf einmal hörte ich ein helles Sirren. Oder täusch-te ich mich? Da war es schon wieder. Obwohl noch kein Zug in der Nähe sein konnte. Ich wusste ja, wann die Bahnen hier fuhren. Trotzdem, das Sirren wurde gleichmäßiger und lauter. Als käme es doch von den Gleisen!

Ich riss den Kopf herum und mein Blick überflog die Bahnstrecke: Aus Richtung des Dorfs kam nichts. Auf der anderen Seite verschwanden die Schienen im Wald.

Und da sah ich, wie ein Güterzug zwischen den Bäumen auftauchte! Mir wurde schwindelig, als wäre alles Blut auf einen Schlag in meine Beine gesackt.

»Mo!«

Ich ließ die Einkaufstasche fallen und rannte zu-rück.

»Geh da weg! Schnell!«

Mo ignorierte mich. Hörte er den Zug denn nicht?! Oder hielt er das Sirren für das Zirpen der Grillen?

»Hinter dir!!«, schrie ich. »Hinter dir, Mo!!«

Er reagierte einfach nicht!

Erst das schrille Warnpfeifen der Lok ließ ihn he-rumschnellen. Im selben Moment war ich bei ihm und riss ihn von den Gleisen. Der Fahrtwind der vor-beirauschenden Waggons zerrte an unseren Haaren, wirbelte sie durcheinander. Wie wild rubbelte Mo sich mit den Händen über den Kopf. Er hörte nicht auf damit, bis endlich der letzte Waggon davonraste und es still wurde wie zuvor.

Wütend packte ich ihn und schüttelte ihn durch.

»Du Idiot!«, keuchte ich und bereute meine Worte sofort.

Er sah mich mit großen Augen an.

»Du bleibst nie wieder mitten auf den Gleisen ste-hen. Nie, nie wieder. Kapiert!«

Ich ließ von ihm ab und ging ein paar Meter, fluchte den Boden an und trat Steine weg. Beruhigen konnte ich mich nicht, schaute aufgebracht zu Mo rüber.

Wenn er vor einem stand, merkte man nicht gleich, dass er anders tickte als die meisten. Dass er so un-



gläublich bescheuerte Sachen machen konnte, obwohl er schon zwölf war. Sogar drei Minuten vor mir war er auf die Welt gekommen. Mein zweieiiger Zwillingbruder. Er sah mir ziemlich ähnlich, wir waren auch fast gleich groß. Aber er trug eine Brille mit dicken Gläsern. Und wenn man ihm eine Frage stellte, konnte man in den vergrößerten Augen sehen, wie sich seine Gedanken bewegten. Langsam wie die Molche im Tümpel, wenn sie sich vor dem Winter im Schlamm eingruben. Manchmal auch blitzartig, kreuz und quer durcheinanderzuckend.

»Ein Zug is' durch meinen Kopf gerast!«, sagte Mo.

»Zum Glück nur das!«, zischte ich, nahm ihn an der Hand und zog ihn bis zu der Stelle, an der ich die Einkaufstasche hatte fallen lassen.

»Du bis' wütend, Kaal Schaller«, stellte er fest. Mit Nachnamen, wie immer, wenn ich mich für ihn zu weit weg anfühlte.

»Klar bin ich wütend!«, rief ich. »Und du trägst jetzt mit.« Schon die ganze Zeit baumelte nur eine leere Tragetasche an seinem Arm, während ich die volle schleppte.

Ich hielt ihm einen Henkel hin.

Bereits nach fünfzig Metern trug ich den Einkauf wieder alleine. Mo brauchte beide Hände, um mir

über den Rücken zu streicheln. Das sollte die Entschuldigung für das sein, was er gerade getan hatte. Vielleicht war seine Erinnerung an den Zug aber auch schon verblasst und er wollte einfach nur, dass ich freundlicher guckte.

Wir bogen auf die gepflasterte Dorfstraße, auf der früher Kutschen statt Traktoren gefahren waren. Ich sah schon unsere blaue Haustür und sehnte mich danach, mich in der Küche auf einen Stuhl fallen zu lassen, als Frau Schlüter mit ihrem Dackel von der anderen Straßenseite zu uns rüberkam.

Wenn unsere Nachbarin meinen Bruder sah, lief sie jedes Mal mit gerührtem Blick auf ihn zu, als wäre er ein hilfloser Hundewelp.

»Na, wart ihr zusammen einkaufen?«, fragte sie.

»Aiaa«, rief Mo so laut, als stünde unsere Nachbarin noch immer auf der anderen Seite.

»Eier!« Frau Schlüter war an seine undeutliche Aussprache schon gewöhnt. Sie schaute in seine Tragetasche. »Ich sehe, ich sehe.«

Dabei gab es da nichts zu sehen. Es lag bloß der Einkaufszettel darin. Den Eierkarton, der oben aus meiner Tasche guckte, übersah sie einfach.

Angespannt ließ ich Frau Schlüters Getue über mich ergehen.

»Toll, wie du deinem Bruder hilfst. Du bist ein richtig großer Junge«, sagte sie zu Mo und lächelte ihn an wie die Verkäuferin vorhin im Laden, überfreundlich und mitleidig zugleich.

»Du bis' ein Idiot!«, rief er ihr direkt ins Gesicht. Kein Stück leiser als eben.

Für einen Moment wusste Frau Schlüter nicht, ob sie weiterlächeln sollte. Und ich kam ihr nicht zu Hilfe, sagte nicht: Er meint das nicht so. Er hat sich nur fast vom Zug überfahren lassen, deshalb ist er ein bisschen verwirrt.

Stattdessen stellte ich die Tasche ab, weil es vielleicht doch noch lustig werden würde.

»Du bis' ein Idiot mit Kasperbacken«, setzte Mo einen drauf und Frau Schlüters rot geschminkte Wangen glühten noch mehr als vorher.

Dafür liebte ich meinen Bruder. Er wusste genau, ob jemand etwas ehrlich meinte. Vor seinem Lupenblick konnte sich niemand verstecken. Und im Gegensatz zu mir hatte er kein Problem damit, alles, was er dachte, einfach rauszulassen.

So einen krassen Satz hatte er unserer Nachbarin aber noch nie entgegengeschleudert. Jetzt kam eben raus, was ich vorhin verbockt hatte. Der »Idiot« war bei ihm hängen geblieben.

»Moritz ...«, sagte Frau Schlüter irritiert. Aber dann entschied sie sich, ihn lieber nicht ernst zu nehmen und laut loszulachen.

»Du hast ja recht!«, rief sie und gab vor, über sich selbst den Kopf zu schütteln. Sie schaute noch einmal in seine Tasche. »Bin ich blöd! Da sind ja gar keine Eier drin.«

Ob Erwachsene sich auch manchmal bescheuert fanden? Ob sie wie ich abends im Bett lagen und ins Schwitzen kamen, weil ihnen die peinlichen Momente des Tages einfielen? Ob Frau Schlüter dann darüber nachdachte, dass sie den behinderten Jungen von nebenan vielleicht nicht mehr behandeln sollte wie einen Idioten? Und dass sie seinem Bruder hätte sagen sollen: Wie toll, dass du diese schwere Tasche ganz alleine bis hierher geschleppt hast?

So etwas fragte ich mich, als ich nach der Tasche griff, Mo an die Hand nahm und unsere Nachbarin einfach stehen ließ.

»Habt einen schönen Nachmittag!«, rief sie uns nach.

Zu Hause leerte ich drei Gläser Cola hintereinander und lutschte beim Rühreibraten auf einem Eiswürfel rum. Zum Runterkommen blieb mir keine Zeit. Mo

schlug dauernd mit seinem Teller auf den Tisch und rief: »Hungaa, Hungaa, Hungaa, Hungaa!«

Dinge wiederholen, das konnte er echt gut. Worte, Sätze. Auch wenn er etwas gefunden hatte, das einen zum Lachen brachte, wiederholte er es, bis man dachte: Jetzt reicht's, jetzt ist es nicht mehr witzig. Aber er machte trotzdem weiter. Und irgendwann musste man doch wieder lachen, noch mehr als vorher, manchmal auch irgendwie aus Verzweiflung oder weil man sich einfach nicht vorstellen konnte, dass jemand kein Problem damit hatte, einen Witz unendlich oft zu wiederholen.

Genau das machte Mo, als ich das Rührei auf die Teller verteilte. Er fing an, sein Huhn aufzuführen, streckte beim Aufstehen seinen Po nach hinten, bis sein Stuhl umfiel, und flatterte dann mit eingeknickten Armen um den Stuhl herum.

Ich kannte das natürlich. Er führte sein Huhn bei jedem Frühstücksei auf. Und ich dachte ziemlich schnell: Jetzt reicht's echt. Aber Mo hörte mal wieder nicht auf. Er flatterte zu seinem Teller und pickte mit dem Mund nach den Ei-Bröckchen, die an seinen Brillengläsern kleben blieben. Das sah zu blöd aus! Und er gackerte auch noch laut über den Tisch zu mir rüber. Deshalb musste ich grinsen, ob-

wohl ich genau wusste, dass er nicht mehr zu halten war, wenn er mich erst einmal so weit hatte. Mich überkam dieses schön-fiese Gefühl, ein Kribbeln in den Fingern, das mich dazu bringen wollte, auch mal richtig verrückt zu sein. Und plötzlich drückte ich zwei große Ketchup-Teiche auf unsere Teller. Nachdem Mo das Gesicht zum ersten Mal in seinen Teich getunkt hatte und wie ein blutverschmiertes Monster über seine Toastscheibe herfiel, konnte ich nicht anders und machte es genau wie er. Das Ketchup spritzte über den Tisch, lief uns den Hals runter und ich lachte laut los, auch aus Erleichterung, dass Mo nicht vom Zug erfasst worden war. Ich lachte, bis ich mich an den Ei- und Toast-Krümeln verschluckte und er auf den Tisch stieg. Er krabbelte zu mir rüber und rutschte auf meinen Schoß, wobei mein Teller auf den Fliesenboden fiel und in hundert Stücke zerbrach.

»Hab dich lieb! Hab dich lieb!« Fast schrie Mo mir das ins Ohr.

»Ich hab dich auch lieb«, keuchte ich. Und ich meinte es genau so. Trotzdem wurde es mir im selben Moment wieder zu viel. Mo klammerte wie ein Faultier an mir, als ich aufstand und ihn über die Tellerscherven hinweghob. Dabei schnitt mir ein Scher-

bensplitter in den Fuß. Das Lachen war mir vergangen.

»So. Waschen jetzt«, rief ich ernst und stellte Mo vor dem Spülbecken ab.

Das Spüli, das ich auf seine Hände presste, klatschte er zu Blasen, statt die fettigen Finger unter den Wasserhahn zu halten.

»Hör auf damit!« Mit dem Küchenlappen fuhr ich ihm über seinen gackernden Mund, über sein Ketchup-Gesicht, die Hände, bis er einigermaßen sauber war. Meinen eigenen beschmierten Kopf hielt ich gleich ganz unters Wasser.

Mit tropfenden Haaren nahm ich Mo auf den Rücken, trug ihn an den Scherben vorbei in sein Zimmer, setzte ihn auf den Stuhl vor seinen Schreibtisch, drückte ihm einen Stift in die Hand und knallte ihm eines seiner Übungsblätter hin. Erst da wurde er still.

Ich ließ ihn allein, drehte mich aber im Flur noch mal zu ihm um.

Wenn ich Mo so von hinten sah, hatte ich noch stärker als sonst das Gefühl, er könnte ich sein, mit den gleichen blonden Haaren, fast der gleichen Frisur wie ich und über das Übungsblatt gebeugt, als säße ich da am Schreibtisch vor meinen Hausaufgaben.

Genauso hätte *ich* auch *er* sein können, wenn in Mamas Bauch damals nicht seine, sondern meine Nabelschnur bei der Geburt zu wenig Sauerstoff durchgelassen hätte.

Jetzt verkrampften Mos Schultern vor Stress und seine Hand hörte mal wieder nicht auf ihn. Er hielt den Stift wie ein Messer in der Faust und zerkratzte das Übungsblatt, bis es zerriss. Er war völlig überfordert.

Mir schossen Tränen in die Augen. Ich wischte sie schnell weg und kniff mir mit dem Fingernagel ins Ohrläppchen, bis es wehtat. Ich hasste Mitleid. Ich hasste es bei der Verkäuferin im Laden und bei Frau Schlüter mit ihrem Hundewelpen-Blick. Am meisten hasste ich es bei mir selbst. Ich wollte kein Mitleid mit Mo haben. Er hatte jeden Tag viel zu viel Spaß, wahrscheinlich mehr als ich. Niemand sollte ihn bemitleiden, nur weil er manches nicht schaffte. Niemand sollte denken, dass man ihn deshalb nicht für voll nehmen konnte.

»Thorsten«, rief er vorwurfsvoll. Das war Papas Name. Der musste immer herhalten, wenn etwas schief lief. »Thorsten!« Er pfefferte den Stift wütend in die Ecke. »Thorsten, Thorsten, Thorsten!«

Ich ging zu ihm, hob den Stift auf und klebte das zerrissene Übungsblatt mit Klebeband zusammen.

Den Rest des Nachmittags half ich Mo bei seinen Aufgaben, die ich selbst in weniger als drei Minuten hätte erledigen können. Während Mo beim Denken mit den Zähnen knirschte, machte ich auch meinen eigenen Schulkrum, holte den Splitter aus meinem Fuß und fegte die Scherben in der Küche auf.

Dann fütterte ich Fips, den Therapie-Hamster, den Mama für Mo angeschafft hatte, weil er lernen sollte, Verantwortung zu übernehmen. Er fühlte sich bei Fips aber nur fürs Kuscheln zuständig. Die ganze Hamsterarbeit und das Käfigputzen blieben an mir hängen.

Danach wartete ich. Ich wartete, während ich mit Mo Karten ohne Regeln spielte, wartete am Küchentisch, wartete am Fenster.

Die Uhr wollte einfach nicht schneller gehen ...

GEWITTERSTIMMUNG

Als Mama um sechs Uhr endlich nach Hause kam, machte ich ihr die Tür auf. Die Klinke behielt ich gleich in der Hand.

»Mein Tag war so anstrengend«, sagte sie und die Handtasche rutschte ihr von der Schulter. »Geht's Mo gut?«

»Hört man doch«, sagte ich. In seinem Zimmer wummerte seine Karnevalsmusik.

Mama ging in die Küche, um ein Glas Wasser zu trinken.

»Danke fürs Einkaufen, Karl. Man kann die Tasche aber auch ausräumen.«

Wenn Mama nach Hause kam, hatte sie meistens noch ihren Krankenschwester-Ton drauf. Nicht den lieben, den sie für Patienten übrig hatte. Den nüchternen, mit dem sie und die anderen Krankenschwes-

tern und Pfleger sich auf dem Flur zuriefen, was alles noch zu tun war.

Ich schnürte mir die Schuhe schnell zu.

»Da ist ja noch 'ne Packung Eis in der Tasche! Mensch. Das ist doch Matsche jetzt. Das muss direkt ins Eisfach!«

»Ach so, ja, Kacke ...«, murmelte ich und hoffte, dass Mama nicht auch noch die Ketchup-Schlieren auf dem Tisch auffallen würden, die beim Abwischen zurückgeblieben waren.

Zum Glück kam Mo gerade aus seinem Zimmer und rannte Mama bei der Begrüßung fast um.

Sie bemühte sich, fröhlich zu lächeln. »Na du?! Hattest du einen schönen Nachmittag? Soll ich dir was vorlesen?«

»Jaaaaaa«, schrie Mo und überfiel sie mit seinen Küssen.

»Ich geh dann mal!« Ich warf die Haustür hinter mir zu und schnappte mir mein Rad.

Ich raste unsere Straße entlang, an dem Bauernhof mit dem Güllegeruch vorbei und weiter in den Wald. Dort stürzte ich mich den Trail runter, den sich die anderen aus dem Dorf gebaut hatten.

Mit aller Kraft trat ich gegen die Mo-Enge an, die mich den ganzen Nachmittag über eingeschnürt hat-

te und das eigentlich schon tat, seit Mama nach unserem Umzug vor einem Jahr wieder angefangen hatte zu arbeiten. An vier Tagen in der Woche war sie jetzt auch noch für die Kranken in der nächsten kleinen Stadt da. Vier lange Nachmittage hatte ich Mo deshalb an der Backe.

Hinter dem Wald türmten sich schwarz-graue Wolken zu einem Abendgewitter auf. Ich hätte große Lust gehabt, in die Blitze hineinzufahren, mitten in den Sturm, damit mich der kalte Regen vom letzten Rest Enge hätte befreien können.

Aber das Gewitter war noch zu weit weg, auch wenn die Tiere um mich herum schon unruhig wurden und der erste Wind den Staub vom Feldweg fegte.

Ich hielt an, wischte mir den Schweiß aus dem Gesicht und schaute gebannt auf die schwarz-graue Wolkenwand.

Da ahnte ich noch nicht, wie sehr mich die nächsten Tage durcheinanderbringen würden. Dass es mir vorkommen sollte, als würde mich ein Wirbelwind in die Luft drehen, bis ich mich selbst nicht mehr richtig verstand ...

ZWEI WELTEN

Am nächsten Morgen wartete Mo hinter der Haustür wie ein aufgeregtes Grundschulkind.

»Hab ich mein Brot?«, fragte er die Tür.

»Ja, du hast alles«, rief Mama aus der Küche.

»Hab ich mein Trinken?«

»Ja doch, mein Schatz!«

»Is' Wolf dabei?«

»Der hängt wie immer hinten an deinem Rucksack!«

Draußen hupte der Fahrdienst. Mo rannte zu mir, als hätte er eben doch etwas vergessen, und zog mich mit sich.

»Mach's gut, mein Schatz!«

Mama gab ihm einen flüchtigen Kuss auf den Hinterkopf, bevor er die Haustür öffnete und mich zu dem kleinen Transporter zerrte, in dem schon an-